

Verbum Dei manet in aeternum.

Wort Gottes, Kirche und Konfession im Licht der Barmer Theologischen Erklärung¹

Konrad Fischer

I.

Predigt und theologische Lehre ereignen sich nicht im luftleeren Raum. Sie sind Deutung und Orientierung konkreten Ergehens im Licht des Wortes Gottes. Wenn Sie heute freundlicherweise der Einladung zu einem Gespräch zum Thema *Wort Gottes, Kirche und Konfession im Licht der Barmer Theologischen Erklärung* gefolgt sind, wissend, dass dieses Gespräch durch mein mit dem 1. November 2008 wirksam gewordenen Ausscheiden aus dem aktiven Kirchendienst veranlasst ist, so möchte ich einstimmungsweise jetzt zunächst bedeuten, dass ich im Folgenden keinen abgerundeten theologischen Vortrag anbieten werde. Ich möchte vielmehr versuchen, das, was Predigt und Lehre, Gemeindeleben und kirchliches Handeln in dieser Zeit, die ich gelegentlich mitverantwortlich begleiten durfte, manchmal subkutan und eher verborgen, manchmal aber auch ganz offenkundig geprägt hat, gewissermaßen atmosphärisch spürbar zu machen.

Gespräch heißt auf lateinisch *sermo*. „Sermo“, so hat der für meine Arbeit und mein Selbstverständnis als Pfarrer wichtigste Lehrer, der Heidelberger Dogmatiker Peter Brunner, an bestimmter Stelle ausgeführt, „bedeutet eigentlich ein ruhiges, gelassenes Gespräch über einen bestimmten Gegenstand, auch eine einfache Rede im Gesprächston.“ Also möchte ich Ihnen heute einen Sermon halten, eine Ansprache und einfache Rede im Gesprächston, eine Nachdenklichkeit über die Farbe der Zeit.

¹ Den nachstehenden Beitrag habe ich am 5. November 2008 anlässlich meines Ausscheidens aus dem aktiven Kirchendienst in der Melancthon-Akademie Bretten einem kleinen Kreis von Kollegen und Freunden vorgetragen. Die Jubiläen der Jahre 2014/2015 – 80 Jahre Barmer Theologische Erklärung (31. Mai 2014), 25 Jahre Mauerfall (9. November 2014), 25 Jahre Ende der deutschen Teilung (3. Oktober 2015) – haben mich veranlasst, die seinerzeitigen Überlegungen noch einmal vor Augen zu nehmen. Ich stelle sie trotz ihres sehr persönlichen und aber gerade deshalb absichtsvoll beibehaltenen Tons als Ausdruck der Lebens- und Frömmigkeitserfahrung einer in Kriegs- und unmittelbarer Nachkriegszeit geborenen Theologengeneration einer breiteren Leserschaft zur Lektüre anheim.

II.

Ich nehme die Barmer theologische Erklärung vom 31. Mai 1934 zum Ausgangspunkt, zum ersten deshalb, weil dieses fundamentale Dokument den bedeutendsten Text der neueren und neuesten evangelischen Kirchengeschichte deutscher Sprache bildet. Die Barmer Erklärung kann nach meiner Überzeugung gewissermaßen als geistliches Komprimat des gesamten 20. Jahrhunderts betrachtet werden, ein in beiden Erstreckungen divinitorischer Text, jedenfalls aus deutscher Perspektive. In ihren sechs Thesen bündelt sich das gesamte Jahrhundert mit seinen Spannungen und Verwerfungen, mit seinen Verbrechen ebenso wie mit seinen unwiderrufbaren Klärungen. Die BTE ist sozusagen – ich sage das jetzt ein wenig modisch-kokett – die geistliche Zip.Datei ihrer Epoche und weist gerade darin weit über sich hinaus. Ich will ihre Geschichte jetzt nicht erzählen. Dazu wird sicher im nächsten Jahr reichlich Gelegenheit sein, wenn wir Ende Mai 2009 ihr 75. Jubiläum feiern werden.

Der zweite Grund liegt in dem Zeitfeld, in dem wir uns heute bewegen. Unsere Generation hat gelernt, ihre Zeit im Licht der Barmer Erklärung zu lesen. Es liegt an ihrer Geschichtsmächtigkeit, dass sie nun gerade auch in das Datum hineinspricht, das am kommenden Sonntag vor uns liegt. Ich meine den 9. November, denjenigen Tag, der auf einzigartige Weise die Wechselfälle deutscher Geschichte unter der Perspektive von Schuld, Gericht, Buße und Vergebung, Versöhnung und Dankbarkeit symbolisiert. Es wäre gut gewesen und bleibt eine geschichts- und gesellschaftspolitische Wünschbarkeit, den 9. November als Tag der Deutschen Geschichte mit der Würde eines Gedenk- und Feiertages auszustatten. Am kommenden Sonntag, 9. November, jährt es sich zum 90. Mal, dass mit der Proklamation der Republik durch Philipp Scheidemann vom Balkon des Berliner Reichstags und mit der zeitgleichen Proklamation einer sozialistischen Republik durch den wenig später ermordeten Karl Liebknecht vom Balkon des Berliner Stadtschlusses aus das preußisch-deutsche Zweite Reich zu Ende ging, welches nicht nur der Zahl nach Vorläufer und Saatfeld des folgenden Dritten geworden ist. Damals jedenfalls war das eine Doppelproklamation, die auf eine nachgerade esoterische Weise um 70 und ein Jahr auf den 9. November 1989 vorausweist, an welchem die damals grundgelegte Spannung ihre – soll ich sagen endgültige? – Lösung fand. Fünf Jahre nach jener Doppelproklamation, von heute an gerechnet 85 Jahre zurück, nahm der aufkeimende deutsche Faschismus mit dem Marsch auf die Münchner Feldherrnhalle einen ersten Anlauf zur Eroberung der Macht in der noch ungefestigten und endlich tatsächlich zugrunde gerichteten ersten deutschen Republik. Zugleich werden am kommenden 9. November 70 Jahre vergangen sein, dass in den Städten Deutschlands die Synagogen der Bürgerinnen und Bürger jüdischen Bekenntnisses in Flammen standen, Vorabglut des noch viel schrecklicheren Feuers in den Verbrennungsöfen der Vernichtungslager. Und am 9. November vor 19 Jahren fiel, wie schon angedeutet, in Berlin die Mauer. Wie gesagt: Dies alles haben wir gelernt, im Licht der Barmer Erklärung zu lesen:

Wie Jesus Christus Gottes Zuspruch der Vergebung aller unserer Sünden ist, so und mit gleichem Ernst ist er auch Gottes kräftiger Anspruch auf unser ganzes Leben; durch ihn widerfährt uns frohe Befreiung aus den gottlosen Bindungen dieser Welt zu freiem, dankbarem Dienst an seinen Geschöpfen.

Wir verwerfen die falsche Lehre, als gebe es Bereiche unseres Lebens, in denen wir nicht Jesus Christus, sondern anderen Herren zu eigen wären, Bereiche, in denen wir nicht der Rechtfertigung und Heiligung durch ihn bedürftigen (These 2).

Der dritte Grund für den Rückgriff auf Barmen weiß sich der aktuellen ökumenischen Situation verpflichtet. Die Barmer Theologische Erklärung, wiewohl de facto in innerprotestantischer Absicht entworfen, ist dem Gefälle wie dem Inhalt nach das Dokument eines modernen, über den deutschen Protestantismus hinausweisenden Ökumenebewusstseins. Nahezu 40 Jahre vor der Leuenberger Konkordie von 1973, mit der die über lange Zeit entfremdeten Geschwisterkinder der Reformation, Lutheraner und Reformierte, nach über 400jähriger Trennung in erklärter Kirchengemeinschaft zueinander fanden, verband Barmen den Grundtext des Luthertums, die von Melanchthon verfasste Augsburgische Konfession, aufs dichteste mit dem Heidelberger Katechismus, Orientierungsurkunde des reformierten Bekenntnisses. Mit beiden zusammen zeichnet sich die Barmer Erklärung in das gemeinschaftliche Leben in der einen, heiligen, katholischen und apostolischen Kirche ein. Das zeigt sich an dem Argumentationsduktus von Bekenntnissatz und Verwerfung, der die einzelnen Thesen der Erklärung strukturiert – ein Verfahren, das erkennbar Sprachgefälle und Struktur der einzelnen Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses aufnimmt. Das wird zum andern sichtbar an der wichtigen Formulierung der zentralen ersten These, nach welcher *Jesus Christus, wie er uns in der Heiligen Schrift bezeugt wird, [...] das eine Wort Gottes [ist], das wir zu hören, dem wir im Leben und im Sterben zu vertrauen und zu gehorchen haben* – eine Formulierung, in der deutlich die Einstiegs- und Grundfrage des Heidelberger Katechismus aufgenommen ist: „Was“, so heißt es dort in Frage 1, *was ist dein einiger Trost in Leben und Sterben?* – Das verdeutlicht sich zum dritten an dem Vorspruch zu der Erklärung, nach welchem sich ihre Verfasser verbunden und zusammengefügt wissen in dem *Bekenntnis zu dem einen Herrn der einen, heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche*.

Hier allerdings obwaltet eine zwiefache Unsicherheit, an der wir Evangelischen bis in die aktuelle Gegenwart hinein zu arbeiten haben. Im ersten Entwurf der Erklärung hatten sich die Autoren (Hans Asmussen aus Hamburg, Lutheraner, Karl Barth, damals noch Professor in Bonn, reformiert, und Thomas Breit, OKR in München, ebenfalls Lutheraner) gelegentlich einer Arbeitstagung am 15. und 16. Mai 1934 in Frankfurt a. M. für den Vorspruch der Erklärung noch auf eine Formulierung verständigen können, in welchem sie sich unter Verzicht auf den christologischen Umweg ohne Umschweife *gemeinsam zu der kommenden Gottesgabe der einen, heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche* bekannten – ein am Nicänum orientierter Vorgriff auf das heute in unterschiedlichsten Foren artikulierte Verlangen nach sichtbarer Gestalt der geglaubten Einheit der Kirche. Das allerdings ließ sich vor der Barmer Synode nicht durchsetzen. An die Stelle des Bekenntnisses zu der einen, heiligen, allgemeinen und apostolischen Kirche trat das Bekenntnis zu dem einen Herrn der Kirche, womit, wie mir scheint, die ökumenische Dringlichkeit der Frage nach der Einheit der Kirche und mit ihr die Frage nach dem kirchlichen Amt, die unstreitig heute im Zentrum aller ökumenischen Anstrengungen steht, gewissermaßen ausgeblendet und auf einen nachgeordneten Platz auf der theologischen Tagesordnung verwiesen wurde. Zu der genannten Unsicherheit gehört auch die andere, bis heute fortbestehende, in deren Folge evangelischer Sprachbrauch, dem Selbstverständnis der Reformation entgegen, das nizänische Bekenntnis zur Katholizität der Kirche zu einer eher vagen Allgemeinheit verflüchtigt – nach meiner wachsenden Überzeugung für den deutschsprachigen Raum ein ökumenisches Hindernis der ersten Art. Gerne erinnere ich daran, dass beispielsweise Philipp Melanchthon mit Entschiedenheit formulieren kann: *Unsere Kirchen sind wahrhaft Glieder der katholischen Kirche Gottes. Ich nehme für mich in Anspruch, unter die Mitbürger der Kirche zu*

zählen, und lade auch andere zur Gemeinschaft mit unseren Kirchen ein, damit wir eines seien in Gott (Ref. Servetii; MSA 6, 366; vgl. Auch ApolCA VII, n. 7f. BSELK 235 Z. 43f.: der Artikel von der katholick oder gemein Kirchen, welche von aller Nation unter der Sonnen zusammen sich schickt, ist gar tröstlich und hohenötig.).

III.

Mit diesen Vorüberlegungen wollte ich den Rahmen gespannt haben, um jetzt das Folgende zu erzählen:

Am Vorabend zum 3. Advent, es war damals der 16. Dezember, trafen wir uns, angereist aus dem kurpfälzischen Eck, das damals noch nicht Metropolregion hieß, in der guten Stube unserer uckermärkischen Partner zu einer adventlichen Andacht. Es war kein durchschnittlicher Advent, und es war kein durchschnittlicher Besuch. Es war der Advent des Jahres 1989, noch nicht einmal sechs Wochen waren vorüber, seit in Berlin die Mauer zusammengebrochen war, wir hatten die Reise spontan und also ohne weitere Vorplanung angetreten, drei Autos voll, zwei Drittel der Reisenden Mitglieder unseres Posaunenchores, wo ein Glied leidet, da leiden alle anderen mit, wo ein Glied sich freut, da freuen sich die anderen mit, das Wort des Paulus hatte uns zu seelsorglich-ökumenischer Entschlossenheit genötigt. Eine denkwürdige Reise! Vom Kirchheimer Dreieck an nordostwärts auf der A 4 in Richtung Bad Hersfeld/Herleshausen, woselbst in früherer Zeit dem Transitreisenden mit Ziel Berlin (West) lediglich eine sich bis zur Zonengrenze resp. Staatsgrenze der DDR beharrlich ausdünnende Fahrzeugdichte zu begegnen pflegte, stauten sich in jenem Advent, in südwestlicher Richtung unterwegs, die Trabante und die Wartburgs, die Skodas, Dacias und nicht selten einer der aus einem frühen Honecker-Geschäft ergatterten VW der ersten Generation Golf. Ich erinnere mich deutlich an ein höchst merkwürdiges, keineswegs bloß erleichtertes, vielmehr auch von befremdender Irritation durchsetztes Gefühl, als an der Stelle, die im Westen immer Demarkationslinie, im Osten indessen förmlich Grenze genannt wurde, zwar noch Angehörige von Grenzpolizei und Zoll der DDR ihren Dienst verrichteten, dieselben aber offensichtlich überhaupt kein Interesse mehr hatten, unsere Ausweis-, Fahrzeug- und sonstigen Papiere zur Kenntnis zu nehmen. Sie winkten uns durch, ich war, wie ich mit Verblüffung bemerkte, über den Entzug der Aufmerksamkeit, mit der die DDR mich sonst auf Reisen nach Westberlin oder in die DDR zu empfangen pflegte, ein wenig gekränkt und erzähle an dieser Stelle gerne, dass mich bis auf den heutigen Tag ein gewissermaßen unsichtbarer und unfühlbare Phantomschmerz ergreift, wenn ich mich jenen Grenzen nähere, die früher einmal die Grenze bildeten, eine innere Stummheit und Bedrücktheit, die ich, solange die Grenze noch die Grenze war, in angestrenzter Ignoranz beharrlich vor mir selber wegzulügen bemüht gewesen war. Nun jedenfalls: Am Samstagnachmittag kamen wir in dem kleinen Gemeindehaus unserer uckermärkischen Partner zusammen, die Gemeinde war, was das Predigtamt betraf, verwaist, weil meinem Pfarrkollegen und Amtsbruder, wie so vielen in jenen Tagen, kaum acht Wochen, ehe die Mauer fiel, in aller Form die Ausreise aus der DDR gestattet worden war. Statt seiner war der Superintendent des Kirchenbezirks zugegen, Oswald Schönherr, ein naher Verwandter des hoch achtbaren Albrecht Schönherr, der als Bischof der Kirche von Berlin-Brandenburg, Sektion Ost, in den siebziger Jahren wesentlich

an dem ebenso erfolgreichen, weil den Zusammenbruch der Mauer unbedingt beschleunigenden, aber eben auch umstrittenen Konzept einer Kirche im Sozialismus beteiligt gewesen war. Wie gesagt: wir kamen im Gemeindehaus zusammen, Westbesuch inklusive so an die dreißig Personen, auf zusammengeschobenen Tischen vorweihnachtliches Gebäck, adventliches Kerzenlicht, unsere Bläser intonierten die zugehörigen Choräle, Macht hoch die Tür, Nun komm, der Heiden Heiland, Wie soll ich dich empfangen, der Predigttext auf den 3. Sonntag im Advent war der kirchlichen Ordnung nach in jenem Jahr Jes 40.

Wir lasen (und versuchen Sie jetzt einfach, sich eine Versammlung im Himmel vorzustellen):

Gott: Tröstet, tröstet mein Volk.
Sprecht Jerusalem ins Herz hinein:
Ihr Frondienst ist zu Ende!

Person 1: Ihre Schuld ist abgetragen!

Person 2: Doppelt hat sie gebüßt.

Und dann lasen wir:

Person 1: Horch, einer spricht.

Person 2: Was spricht er denn?

Person 1: Er spricht: Predige! Rufe!

Person 2: Ach, was soll einer schon rufen?

Alles Fleisch ist Gras,
und seine Anmut wie eine Blume auf dem Feld.
Muss beides unterm Atem Gottes verdorren.

Wer?: Nein, rufe nur. Gras vertrocknet, Blume verwelkt,
aber das Wort unseres Gottes bleibt in Ewigkeit!

Das Wort Gottes bleibt in Ewigkeit. Verbum Dei manet in aeternum. Ich erinnere mich: Indem wir lasen, legte sich das Wort aus dem Jesaja – jenes, das, manche unter Ihnen wissen es, als Amen die Barmer Theologische Erklärung von 1934 beschließt – wie eine Decke über die Versammelten. Es kam auf uns herab gleich jenem Tischtuch aus der Geschichte von Petrus und dem Hauptmann Kornelius, nur dass das, was darauf bereitet war, nicht aus allerlei Vierfüßlern und Kriechtieren der Erde bestand, noch auch aus Vögeln des Himmels. Vielmehr lag auf dem Tuch unsere ganze lange schmerzhaftige Kriegs-, Nachkriegs-, Trennungs- und Teilungsgeschichte, Geschichte von Flucht und Verlust, Kampf der Systeme, Enteignung und Neu-Beginnen, Geschichte von zerrissenen Familien und niedergebrannten Städten, Geschichten von Schuld, von Scham, von entwürdigenden und allerbarbarischsten Unbegreiflichkeiten und mitten darin das Wort von den Tröstungen Gottes: „Tröstet“, sagt Gott, „tröstet mein Volk!“ „Frondienst zu Ende“, „Schuld ist getilgt“, „doppelt gebüßt“. „Tröstet“, wiederholte Oswald Schönherr die ersten Worte unserer Lesung, „tröstet mein Volk.“ Und dann schwieg er.

IV.

Warum erzähle ich das? Gott, sagt der Prediger, sucht auf, was vergangen ist. Nicht wenige unserer, meiner Generation sind in ihrem Gottes-, Welt- und Selbstverständnis bis in die äußersten Verzweigungen ihrer psychischen, intellektuellen und spirituellen Existenz hinein von eben jenem Grundtakt geprägt, den die Bibel heilsgeschichtlich (wie übrigens auch lebensgeschichtlich) in der Abfolge von Schuld, Gericht, Buße und Vergebung namhaft macht. Die Grunderfahrung der heute unter dem Namen Kriegskinder zu Ehren und in die Jahre Gekommenen war die Erfahrung der Abwesenheit Gottes: Gras, Staub und Vergänglichkeit. Die barocken Lieder „Ach wie flüchtig, ach wie nichtig“ sangen wir mit Leidenschaft. Das Land lag in Trümmern, moralisch und materiell. Es bedurfte Gottes in einem gegenwärtig kaum mehr vorstellbaren Ausmaß. Die zentrale Frage, die, wenn ich mich richtig erinnere, durchaus nicht auf den Kanzeln und eher nur erst verhalten in der akademischen Theologie, umso nachdrücklicher aber im Theater, in der Philosophie, in Kunst und Literatur traktiert wurde, mal eher geflüstert, mal eher geschrien, mal eher von oben herab, mal eher flehentlich, mal ins Absurde gedreht: diese zentrale und alles beherrschende Frage hatte Wolfgang Borchert in dem heute einigermaßen gealterten, im Berlin der fünfziger und sechziger Jahre Tag um Tag und Jahr um Jahr vor einem stets atemlos lauschenden Publikum in einer spelunkenartigen Kellerbühne gespielten Stück formuliert, damals auch verpflichtend im Deutschunterricht an höheren Schulen: *Wo ist denn der alte Mann, der sich Gott nennt?* Ja, wo war er? War er nur vermisst wie jene Hunderttausende, auf welche Witwen und Kinder am Ende doch vergeblich warteten, irgendwo ortlos zugrunde gegangen? War er womöglich tot, wie Nitzsches toller Mensch frühe ahnte und wie es in den Katastrophen zweier Weltkriege nahezu Gewissheit geworden war? Oder hatte er sich, wie weiland der Baal am Karmel, bloß auf ein Nickerchen niedergelegt, unbekümmert um das Schicksal seiner Menschenkinder, ein selbstverliebter Zyniker im Himmel?

Die Frage nach Gott, das will ich damit sagen, ist die zentrale Frage des 20. Jahrhunderts gewesen. In ihrem Kern ist sie die Frage nach dem Ort Gottes. Nichts kann einer über Gott wissen, über sein Was, sein Wesen, seine Eigenschaften, seinen Ratsschluss, seinen Zorn, seine Güte, sein Erbarmen – nichts von alledem kann einer wissen und in Erfahrung bringen, wenn er nicht weiß und in Erfahrung gebracht hat, wo ihm begegnen. Wer nach Gott fragt, fragt nicht zuerst: Was – was ist Gott? Und fragt auch nicht zuerst: Wie – wie ist Gott? Wer nach Gott fragt, fragt allererst: Wo? Und die Antwort, die das 20. Jahrhundert (natürlich in Aufnahme tiefer theologischer Traditionen) darauf gegeben hat und deren Gültigkeit bzw. Tragfähigkeit kommende Generationen immer wieder werden prüfen müssen, die lautet: Gott ist im Wort. Gott ist in der Kirche. Gott ist im Bekenntnis (womit ich jetzt nicht oder jedenfalls nur mittelbar das kodifizierte, das zu historischer Gestalt geronnene Bekenntnis meine wie etwa das apostolische oder das nizanische oder das Augsburger Bekenntnis, sondern ich meine den schlichten Satz, mit dem Luther im Kleinen Katechismus formuliert: Ich glaube, dass Jesus Christus sei mein Herr). Wort, Kirche und Bekenntnis sind gottheitliche Orte, sind Gotteswohnungen gewissermaßen, sind Begegnungsorte Gottes in der Welt. Deshalb ist die Predigt kostbar und unverzichtbar; deshalb ist der Gottesdienst kostbar und unverzichtbar und deshalb ist das Bekenntnis, mit dem Menschen sich in bestimmte Traditionen und in bestimmte Instrumente der Glaubensvermittlung eingezeichnet wissen, also persönliche wie gemeinschaftliche religiöse Praxis im weiten Sinne, kostbar und unverzichtbar. Woran ich jetzt noch

eine lange und ausführliche Nachdenklichkeit zu knüpfen hätte: wie nämlich jeder dieser drei Orte je auf den anderen verweist und jeder den anderen jeweils voraussetzt. Ich will das jetzt nicht mehr ausführen. Nur eine letzte Überlegung möchte ich noch anfügen. Sie verknüpft die frühen Anfänge meiner theologischen Arbeit mit den aktuellen ökumenischen Fragestellungen der Gegenwart.

V.

Christlicher Glaube bekennt Gott in der dreifachen Ausfaltung seiner gottheitlichen Lebendigkeit: den Einen Gott als Vater, Sohn und heiligen Geist. In jeder dieser drei Ausfaltungen ist ohne Abstrich und Mangel die ganze Gottheit auf dem Plan. Was ich hier „Ausfaltung gottheitlicher Lebendigkeit“ nenne, heißt in der Sprache der Tradition „Person“, weshalb christliche Tradition von der Dreipersönlichkeit oder eben von der Trinität Gottes spricht. Die Trinitätstheologie des Mittelalters hat nun aus Gründen, die ich hier nicht weiter erläutern kann, jeder dieser drei göttlichen Personen bestimmte Merkmale und Kennzeichen göttlichen Handelns zugeordnet, und zwar unter der Frage, wie im Handeln des Einen Gottes hier mal mehr der Vater, hier mal mehr der Sohn, hier mal mehr der Heilige Geist kennbar wird (obwohl doch immer die ganze Gottheit handelt). Wäre ich nun ein mittelalterlicher Theologe, so hätte ich jetzt im Zusammenhang unseres Themas das Wort Gottes dem Vater, die Kirche dem Sohn und das Bekenntnis dem heiligen Geist zuzuordnen. Woraus ersichtlich wird: Die ganze Gottheit des Einen Gottes entfaltet sich in identischen und doch erkennbar unterschiedlichen Vollzügen. Das bedeutet: Der Vollzug gottheitlichen Lebens, obwohl Einer und immer mit sich selber identisch, entfaltet sich sachgemäß in unterschiedlichen Zugängen und Vollzugsweisen, deren einzige zwingende Notwendigkeit ihre gegenseitige Bezogenheit und Vorausgesetztheit bleibt. Für die Ortsbestimmung Gottes in der Welt bedeutet das: In Wort, Kirche und Bekenntnis macht sich Gott auf vielfältige, sowohl identische wie unterscheidbare Weise geltend. Es gibt nicht nur den Einen Ort und die eine Eine Zugangsweise. Im Gegenteil: wo die Alleinstellung einer Zugangsweise behauptet wird, muss schon fraglich werden, ob nicht überhaupt die Gegenwart Gottes in Gefahr geraten ist. Womit (abgekürzt und direkt) gesagt sein soll: In ihrer Pluralität stehen die unterschiedlichen christlichen Kirchentümer in unaufgebbarer gegenseitiger Bezogenheit. Als Geflecht von Kirchen sind sie gemeinschaftlich Orte der Gottesbegegnung. Darin besteht ihre Einheit als die Eine, Heilige, Katholische und Apostolische Kirche. Dass die Christenheit ökumenisch in unterschiedenen, aber aufeinander bezogenen kirchlichen Gestalten verfasst ist, entspringt so gesehen nicht irgendeiner Willkür, sondern ist der angemessene Ausdruck des lebendig begegnenden Gottes. Und gerne – und um zugleich ein wenig konkreter zu werden – füge ich jetzt hinzu: Die römisch-katholische Lehre von der Kirche erkennt in den einschlägigen Lehrtexten des II. Vatikanums die Kirche in ihrem Wesen ebenso als Abbild der dreipersönlich ausgefalteten Lebendigkeit Gottes wie das in neueren Texten der nicht-römischen Ökumene (wie etwa der Erklärung von Porto Alegre 2006) der Fall ist.

Ich bin am Ende meiner Überlegungen. Natürlich weiß ich, dass, wer sich in der Schrift auskennt, mir nun einwenden wird: Du hast etwas vergessen. „Gott“, so heißt es in 2 Kor 5, „war in Christus!“ Ja, allerdings; aber darüber reden wir vielleicht ein andermal.